Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 4 (1900)
Heft: 11

Artikel: Im Sterben
Autor: Kusch, Elimar
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-573389

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 26.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

gewohnte Sinn den üppigen, parkartigen Charakter der prächtigen Insel mit ihren herrlichen Reben, Orangen, Citronen, Feigen, und vor allem ihren riesigen, im Wuchs unseren Eichen vergleichbaren Oelbäumen. Korfu ist in Wahrheit ein kleines Paradies, es lockt, einmal einen Winter hier zu verträumen. Gute Straßen, Reinlichkeit, schöne Kultur, alles zeugt davon, daß dieses einstige Bollwerk der Venezianer niemals unter türkischer Herrschaft gestanden ist, wohl aber — wenn auch kaum 50 Jahre lang — die Wohlthat englischer Verwaltung genoß.

Eine Flasche korfiotischen Feuerweines am Canone, ein Bad in den lauen und doch erfrischenden Wellen, dann zurück an Bord, und — Lebewohl du schöne Insel, Lebewohl Griechenland! —

Marmorkopf

aus dem Nationalmuseum in Athen.

Mit Abbildung.

Der hier zum ersten Male abgebildete Marmorkopf verdient mehr Beachtung als ihm bisher geschenkt worden ist. Er ist freilich fast unbekannt; außer den Besuchern der Museen Athens dürfte ihn kaum jemand kennen, und auch von diesen mögen manche bei der großen Fülle beachtenswerter Bildwerke, die das Nationalmuseum bewahrt, ihn übersehen. Und doch ist der Kopf mit seinem so gänzlich unklassischen Typus und dem eigenartigen Ausdruck eigentlich gar nicht zu übersehen. Wem er hier unter griechischen und römischen Bildwerken plötzlich vor Augen tritt, der fühlt sich fast versucht, zu fragen: wie kommt Saul unter die Propheten? — oder richtiger: wie kommt Christus unter die Olympier? Denn in der That, einen Christuskopf würde man hier eher zu sehen vermeinen, als eine Antike. Wäre der Kopf in Rom oder sonst auf dem Boden Italiens gefunden worden, man würde ganz sicherlich die klassische Herkunft bestreiten und ihn als Werk eines Meisters der Renaissance bezeichnen; allein der

Kopf ist nach ganz sicherem Bericht im Jahr 1876 im großen Dionysos-Theater in Athen gefunden worden, — da muß er eben antik sein. Aber freilich, sicherlich stellte er weder einen Griechen noch einen Römer dar: das wirre, langwallende Haar, die zusammengewachsenen Brauen, die spitzen Backenknochen gehören ohne Zweifel einem barbarischen Typus an, erinnern am meisten an semitischen. Nimmt man hinzu, daß der schwermütige Ausdruck des Gesichts, die schmerzlich in die Höhe aufgeschlagenen Augen den Portraitzügen etwas Ideales verleihen, daß der Büstenhals, was die Abbildung nicht erkennen läßt, aus Blättern wie aus einem Kelche hervorwächst, daß endlich der stark polierte Marmor ungriechisch, der Kopf also sicherlich nicht in Athen gearbeitet ist, so wächst durch all dies Absonderliche unser Interesse an dem Rätselhaften dieses ganz eigenartigen Denkmals, das uns merkwürdig genug scheint, um auch weitere Kreise darauf aufmerksam zu machen.

Im Sterben.

Im Oberlichtsaale des Künstlergütli, dessen Sammlung seit 1. April jetzt wieder am Samstag Nachmittag und Sonntag Vormittag unentgeltlich dem Publikum zur Besichtigung geöffnet ist, hat nun ihre vorläufig bleibende Stätte die Gruppe „Im Sterben“ gefunden, die während der Weihnachtsausstellung im Künstlerhaus allgemeine Bewunderung erregte.

Sie ist das Werk des Münchner Professors Christoph Roth, der, ein geborner Nürnberger, eines Tischlermeisters Sohn, als Autodidakt sich vom Schreinerlehrling zum Künstler emporgearbeitet hat, und der heute nicht nur als der Schöpfer so manchen herrlichen Werkes der Bildhauerkunst, namentlich zahlloser Portraitbüsten, sondern auch als der Autor jener auf allen Akademien und Kunstschulen eingeführten anatomischen Atlanten weithin bekannt ist. Unsere Gruppe „Im Sterben“, die 1898 auf der Münchener Glaspalast-Ausstellung erschien und Aufsehen erregte, war zur Ausführung in Marmor für die Glypthotek bereits in Aussicht genommen worden, als Bedenken, die sich gegen den Realismus der Darstellung erhoben — Schurzfell und Kelle gehören nicht in die Glypthotek! — das Vorhaben verhinderten. Kunstfreunde haben das Modell jetzt angekauft und der Zürcher Kunstgesellschaft zum Geschenk gemacht; in der freien Schweiz, im schönen Zürich solle es Aufstellung finden, wo es Vorurteilen, wie sie sich in München erhoben, nicht ausgesetzt sei. Zürich kann sich Glück wünschen, die Kunstgesellschaft kann stolz sein auf die Ehre, die ihr mit diesem Geschenke erwiesen wurde. Vielleicht findet sich sogar der Mäcen hier, der für die Ausführung in Marmor die Mittel gewährt.

Das Werk wäre dessen wohl wert.

Wie alles in der Kunst wahrhaft Große, wahrhaft Ergreifende hat auch dieses Werk der Schmerz geboren. Der Verlust zweier geliebter Kinder, eines Knaben, des einzigen

Sohnes, und eines Töchterchens, gab dem Künstler, den es drängte, sich „loszuarbeiten", die Idee ein. Aus der Skizze, die in der Fieberhitze des ersten Schmerzes entstand — les grandes pensées viennent du coeur —, erwuchs dann später das Werk, das, als die Ruhe wieder über ihn gekommen war, im Kopfe des Künstlers ausreifte, das die wieder sicher gewordene Hand sorgsam formte. Was diese Gruppe darstellt, ist nicht Abstraktion, nicht Produkt der Reflexion, es ist das Leben selbst, wie es ist; es ist ein Selbsterlebtes, das fühlt der Beschauer auf den ersten Blick; das vor allem gibt dem Werke seine Macht. Es pulst unter dem kalten Gips die warme Blutwelle. Vom Ambos ist der Vater herbeigeeilt; samt den Kissen hat er den Knaben aus seinem Bettchen herausgerissen; fest, erwartungsvoll, den Schrecken niederkämpfend, starrt er, auf einer Nagelkiste sitzend, in des Sterbenden Antlitz: „Was ist das? Ist das der Tod?" Von der Hausarbeit ist die Mutter herbeigestürzt; die polternden Schuhe hat sie schnell abgeworfen; ein Strähn hat sich über den Hals in ihrem Haar gelöst; mit beiden Händen packt sie knieend das Kissen; sie will es an sich reißen, aber heilige Scheu hält sie zurück; der ganze Schmerz scheint in diese Fingerspitzen gefahren zu sein. Ach nein, der ganze Schmerz spricht aus diesem Antlitz, aus diesem halbgeöffneten Munde: „Nicht sterben; nicht sterben, du mein Ein' und mein Alles!" Aber schon hat der unerbittliche Tod mit seiner Hand den Knaben berührt; dort auf der eingesunkenen Schläfe über dem Auge hat er ihm sein Mal aufgedrückt; die Augenlieder sind schlaff herabgesunken, die eben noch geballten Händchen halb geöffnet, als wollten sie eine liebe Gabe empfangen. Die Füße schon apoplektisch leicht einwärts gedreht, das — Aerzte haben es bewundernd bestätigt — pathologisch getreue Bild einer jener tückischen Krankheiten, die das blühende, wohl genährte Kind jählings dahin raffen. Ein Augenblick noch, und aus dem Munde der Mutter ein lauter Schrei verkündet, daß das Schreckliche geschehen ist.

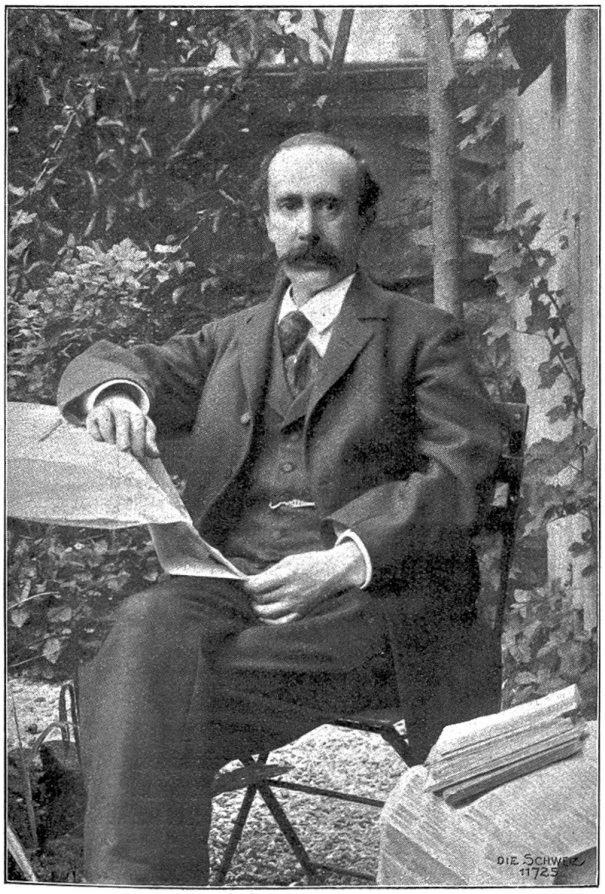
Ein Augenblick noch — der Augenblick vor der Acme, dessen künstlerische Bedeutung Lessing im „Laocoon" schlagend nachweist, der Moment der höchsten Spannung vor dem Schrei, der selbst künstlerisch nicht darstellbar ist. Und wie hier die Wahl des Zeitpunktes, so zeigt auch im übrigen die Darstellung den Meister. In fester Geschlossenheit gewährt die Gruppe, je nachdem man sie von vorne oder von den Seiten aus betrachtet, ein anderes, immer fesselndes Bild. So reich die Fülle der Details ist, nirgends erscheint sie aufdringlich. So stark geprägt der Realismus sich gibt, nirgends erscheint er anstößig. Daß der Künstler zur Darstellung des Selbsterlebnisses die Figuren den Kreisen des arbeitenden Volkes entnahm, wird kein Verständiger ihm zum Vorwurf machen. Im Gegenteil, wozu sein gesunder, blühender Realismus das Werk macht, dazu stempelt es sonderlich eindrucksmächtig gerade dieser Zug: zu einem modernen Kunstwerk, zu einer Schöpfung unserer Zeit.

Elimar Kusch, Zürich.

Leopold Jacoby.

Mit Bildnis.

Die in einigen der vorhergegangenen Nummern der „Schweiz" enthaltenen „Indischen Sprüche" sind der Dichtung «Çunita» von Leopold Jacoby entnommen, wo sie die Einleitung der einzelnen Kapitel bilden. Dieses zartsinnige, hochpoetische Epos aus der indischen Kulturwelt, welches zur Zeit seines Erscheinens, um die Mitte der 80er Jahre die Anerkennung, ja Begeisterung von Gelehrten und Forschern, wie Friedr. Theodor Vischer, Prof. Max Müller-Oxford, Prof. O. v. Böthlingk u. a. m. hervorgerufen hat, ist in weiteren Kreisen leider beinahe unbekannt geblieben. Und doch gehört es zu den allerbesten Erzeugnissen der modernen poetischen Litteratur, zu den wenigen, die einen reinen ästhetischen Genuß bereiten. Ein Grund für die mangelhafte Verbreitung der Dichtung mag auch darin liegen, daß der kunstsinnige erste Verleger, Richter in Hamburg, sie in einer Prachtausgabe erscheinen ließ, welcher durch ihren teuren Preis der weite Absatz verschlossen blieb. Erst nach dem Tode des Dichters hat ein kleiner Kreis seiner Freunde die ganze Auflage erworben und nicht nur deren Preis von anfänglich ca. 12 Franken auf wenig mehr als die Hälfte herabgesetzt, sondern auch eine Volksausgabe zu zwei Franken veranstaltet.



Leopold Jacoby. Phot. J. Meiner, Zürich.

Leopold Jacoby war eine echte Dichternatur, die nicht für den Markt schaffte und daher nur Weniges, aber dafür meist Erlesenes herausgegeben hat. Er ist geboren 1840 zu Lauenburg in Pommern und starb in Zürich unter dürftigen Verhältnissen am 20. Dezember 1895. Auf der weitausblickenden Bergterrasse unserer Rehalp hat er, nach einem äußerlich wenig befriedigenden Lebenslauf, seine letzte Ruhestätte gefunden, nahe derjenigen von Heinrich Leuthold. Ein hübsches Denkmal mit einer wohlgelungenen Marmorbüste aus dem Atelier unseres trefflichen heimischen Bildhauers Wethli schmückt sein Grab. Seine Çunita aber sichert ihm ein dauerhafteres Denkmal in den Herzen aller derer, die für wahre Poesie den Sinn bewahrt haben.